

Ums Geld.

Roman von **Gustav Johannes Krauß.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Da ist mir der andere in den Weg getreten," fuhr Eva nach einer Pause wieder fort. „Und ich hab' mir gedacht: Fang mit dem an, dann kommt alles andere von selber nach. Und dann — ich hab' mir gedacht, wenn ich schon in der Lieb' kein Glück hab', so will ich wenigstens reich sein, reich und mächtig. Daß er ein alter Mann ist, mein Zukünftiger, ist mir gerade recht. Mir ist's ja nicht um ihn zu thun. Um seine Stellung in der Welt ist mir's und um sein Vermögen. Ich will ihm eine brave Frau sein dafür, so daß er immer noch keinen schlechten Handel macht."

Sie mußte abbrechen. Ihr Atem ging stürmisch. Fast hätte sie selbst über das rührende Bild geweint, das ihre Handlungsweise in dem raffiniert gewählten Lichte, in das sie die Sache stellte, darbot.

Franz weinte wirklich. Seine Augen waren naß; das stürmische Hervorbrechen der Thränen konnte er nur mit Mühe zurückhalten. Er stand vor Eva in einer Haltung, als wäre er der Verbrecher, und sie die Richterin.

Das Mädchen zog den Verlobungsring vom Finger. „Und jetzt wollen wir uns adieu sagen, Franz. Nicht in Bösem, sondern wie zwei Menschen auseinandergehen, die das Schicksal halt auseinandertreibt."

Franz hatte, wie mechanisch nachahmend, was sie that, seinen Ring gleichfalls abgestreift. Dabei bemerkte er, daß er seinen Maiglöckchenstrauß immer noch in der Hand hatte. Als die Reifen ausgewechselt waren, hielt er Eva die Blumen hin.

„Nimm sie," sagte er bittend. „Wie ich sie heut früh gekauft hab', warst du noch meine Braut. Sie gehören dir. Und . . . und möcht' es dir recht, recht wohl gehen."

Er wandte sich kurz ab. Ehe Eva, die mit dem Strauß in der Hand ganz erstaunt dastand, noch antworten konnte, hatte er das Zimmer in fluchtähnlicher Eile verlassen. Und gleich darauf fiel auch draußen die Wohnungsthür ins Schloß.

Eva trat mit nachdenklichem Gesicht ans Fenster und sah ihm nach, wie er mit langen Schritten die Straße hinabeilte. Als er um die Ecke gebogen und ihren Blicken entschwunden war, trat sie vom Fenster weg und besah den Strauß in ihrer Hand, als wollte sie die weißen Blütenköpfchen an den Dolden zählen.

„Ein seelenguter Mensch!" dachte sie und roch an den Blumen. „Gegen ihn bin ich doch das richtige Scheusal."

Aber gleich darauf warf sie unmutig den Kopf in den Nacken. Kam die thörichte Sentimentalität schon wieder? Wollte sie ihr jetzt, da das Ziel erreicht war, die Siegesfreude vergällen? Und wer sagte ihr denn, daß sie schlecht gehandelt hatte gegen ihn? Vielleicht war das Märchen, das sie ihm erzählt hatte, gar kein Märchen, sondern die Wahrheit, und die Entdeckung, daß ihre Schwester Franz liebte, daß sie ihr im Wege stand, war der innere Antrieb ihres Handelns gewesen.

So klar freilich war ihr die Sache nicht. Aber ihr selbst unbewußt mochte sie in ihrer Seele gewirkt haben.

Und selbst wenn es ein Märchen war, was sie ihm erzählt hatte, so war es ein wohlthätiges. Wohlthätig für Eva selbst, für Franz und für Fanny. Es erleichterte allen dreien das, was kam, weil es kommen mußte.

Schutzvorrichtung an den Berliner elektrischen Straßenbahnwagen. (S. 187)

Es gelang ihr überraschend schnell, ihrer inneren Unruhe Herrin zu werden. Als der störende Anfall von Gewissensregungen vorbei war, lachte sie über sich selbst.

„Mir scheint, ich hab' mich wirklich mit der Reue herumschlagen müssen, statt mich zu freuen, daß die notwendige Operation vorüber ist. Die Vergangenheit ist tot, es lebe die Zukunft!"

Sie setzte rasch ihren Hut auf und eilte nach dem nächsten Telegraphenamt. Sie depeschierte an Herrn Hohenberger: „Alles geregelt. Du kannst kommen."

Zwei Stunden später hatte sie das Antworttelegramm in der Hand. Es lautete: „Bitte Deinen Vater, mich morgen um Zwölf zu Hause zu erwarten. Schönsten Gruß. Rudolf."

Es war wenig gemütlich im Hause Rauscher an diesem Nachmittag. Als der Vater nach Hause kam, zeigte Eva ihm die Depesche. Er sah hinein und sagte trocken: „Den Neumeier hast du also schon abgewimmelt?"

„Ja."

„Na, da kann man dir ja gratulieren. Und deinem Zukünftigen auch. Er kriegt eine gewandte Frau an dir. Mir würde unheimlich vor so viel Gewandtheit."

Das war alles. Bei Tische saß er in sich gekehrt da, aß wenig und sprach nichts. Fanny that wie er. Sie hatte überhaupt, seit Franz gegangen war, noch keine drei Worte geredet, sondern rasch ihre Arbeit gethan, dann das Katherl angezogen und es auf einen Spaziergang mitgenommen, von dem die beiden erst kurz vor dem Essen zurückkamen. Die einzigen, die sprachen, waren Karl und Eva, und zwischen denen blitzten feindselige Worte wie Dolche hin und her. Karl, der vor verhaltenem Zorn ganz bleich war, hatte die Feindseligkeiten eröffnet.

„Wie alt bist du, Fanny?"

„Zweiundzwanzig."

„Schau einmal, das paßt ja ganz schön. Du bist zweiundzwanzig, ich zwanzig und Eva neunzehn — da sind wir drei zusammen gerade so alt wie Evas Bräutigam. Einundsechzig hat er doch auf dem Buckel, der Herr Hohenberger, nicht, Eva?"

Die Gefragte runzelte die Stirne. „Soll das ein Witz sein?"

„O nein, nur ganz unschuldige Statistik," antwortete der Student mit erkünsteltem Gleichmut. „Uebrigens ist die Sache zum Witzereißen zu traurig."

„Für dich nicht," antwortete Eva spitz. „Sie geht dich nämlich nicht das geringste an."

„So?“ Karls Nasenflügel begannen zu zittern. „Vielleicht doch. Wenn mir gestern einer gesagt hätte, meine Schwester ist eine . . .“ er verschluckte das Wort, „so hätt' ich ihm meine Zeugen geschickt. Heute müßte ich das bleiben lassen.“

„Das ist doch nur gut für dich,“ gab Eva zurück. „Sich nicht schlagen ist entschieden bequemer als sich schlagen. Bringt auch weniger Ungelegenheiten.“

„Wie überlegen du alles beurteilst!“ spottete Karl, den die Kälte der Angegriffenen immer mehr in den Harnisch brachte. „Namentlich die Ehrensachen. Du bist wirklich ein großartiges Frauenzimmer!“

Jetzt legte sich die Mutter ins Mittel und mahnte: „Ruhig, Karl. Und laß die Everl gehn. Es ist eine grausliche G'schicht', aber schließlich . . . Verlobt ist noch nicht verheirat't. Und wenn man glaubt, daß man nicht zufrieden sein wird, is 's tausendmal g'scheiter, von der Verlobung z'rücktreten als heiraten und schlecht leben miteinander.“

„Nimmst du dich gar schon um die Eva an, Mutter?“ murrte der Sohn. „Haben dich die Millionen auch schon verblendet? Daß sie die Verlobung aufg'löst hat, werf' ich ihr nicht vor, sondern daß sie einem guten, ehrlichen Kerl den Laufpaß gegeben hat, um sich an so einen alten Krippensetzer zu verschachern.“

„Du würdest gut thun, über dein'n zukünftigen Schwager in weniger groben Ausdrücken z' reden,“ warf Eva hin. „Du kannst nicht wissen, ob du ihn nicht noch brauchen wirst.“

„Ich?“ brauste Karl auf. „Diesen Menschen? Eher will ich hinter dem nächsten Zaun zu Grund gehn!“

Jetzt öffnete der Vater zum erstenmal den Mund. „Du red'st wie ein junger Mensch, der von der Welt keine Ahnung hat. Solche Leut' wie du haben eine zu gute Meinung von den Weibern. Immer glauben s', den Mann trifft d' Schuld. Und derweil ist's immer das Weib. In dem Fall ist die einzige, der was vorzuwerfen ist, die Eva. Der Hohenberger hat seine komischen Schwächen, aber im übrigen is gegen ihn nix z'sagen. Daß er den Mädeln nachsteigt . . . Du mein Gott, das thun die meisten Leut' und denken sich nix weiter dabei. Hätt' ihm die Eva abgewinkt, wär' alles gut gewesen. Statt dem hat sie ihm den Kopf verdreht, daß ihm die Heiratsgedanken gekommen sind. Und darum bitt' ich mir aus, daß du dich höflich benimmst gegen ihn. Du brauchst nicht Freundschaft mit ihm z' schließen, aber Flegeleien darfst du ihm auch nicht anthun.“

Sowohl Eva als Karl hatten große Lust, sich gegen diesen Schiedsspruch aufzulehnen. Aber der Ton, in dem Rauscher gesprochen hatte, versiegelte ihnen die Lippen. Wenn der Vater so redete wie eben jetzt, so war es am geratensten, zu schweigen.

Zum Glück erhob man sich bald vom Tische, und die feindlichen Parteien konnten einander aus dem Wege gehen.

Die Mutter hielt sich zu Eva. Der alten Frau waren die Repräsentationssorgen schwer aufs Herz gefallen.

„Der Hohenberger ist doch so ein großer Herr!“ sagte sie klagend. „Ordentlich schämen wird man sich müssen, wenn er morgen kommt. Wir haben ja nicht einmal einen Salon. Und unsere Möbel sind alle so alt.“

Eva suchte die Aufgeregte zu beruhigen. „Das macht nix, Mutterl. Er weiß ja, daß er zu kleinen Beamtenleuten kommt. Und für unsere Verhältnisse könnten wir noch so schön eing'richt' sein, so wär' der Abstand gegen das, was er g'wohnt ist, noch immer grad so groß wie jetzt. Das bissel Unterschied, das da sein könnte, merkt er gar nicht.“

Nach einigem Hin- und Herreden sah die alte Frau das schließlich ein. Nun fing sie an, Eva an das Versprechen zu gemahnen, ihr zu erzählen, wie alles gekommen sei. Die Neugier hätte sie schon mächtig gequält. Das mußte ein ganzer Roman sein.

Dieses Verlangen setzte Eva in einige Verlegenheit. Sie hatte sich nicht gescheut, die Mittel und Mittelchen anzuwenden, die nötig gewesen waren, den alten Leichtfuß auf den Gedanken einer Heirat hinzuführen. Aber ihrer Mutter, die wie ein märchendurstiges Kind mit weitgeöffneten Augen und förmlich gespitzten Ohren vor ihr saß, den Hergang wahrheitsgetreu zu schildern, wäre ihr doch unmöglich gewesen.

Sie half sich, indem sie den Märchendurst mit einem Märchen stillte. Im Anfang war es das nämliche, das sie auch Franz erzählt hatte. Daran schloß sich eine ungemein romantische Schilderung, wie Hohenberger sich bei ihrem ersten Anblick im Prater so sehr in sie verliebt hätte, daß er durch das Inserat einen Briefwechsel einleitete, den er sofort damit begann, daß er ihr einen Heiratsantrag



Sühnekapelle zum Gedächtnis Kaiser Maximilians von Mexiko bei Queretaro. (S. 187)

stellte. Sie hätte sich anfangs gesträubt, ihn anzunehmen, nach einigen Briefen hin und her aber hätte sie doch ja gesagt. Wußte sie doch, daß sie in einer Ehe mit Franz den Gedanken, das Lebensglück ihrer Schwester vernichtet zu haben, nie hätte los werden können.

Frau Rauscher hatte atemlos zugehört. Besonders das Herzensunglück ihrer Aeltesten, von dem sie jetzt das erste Wort hörte, brachte sie außer sich. Du mein Gott, du mein Gott, was war das für eine Welt! Was ging da nicht alles um einen herum vor, ohne daß man eine Ahnung davon hatte!

„Glaubst wirklich, Everl, sie hat 'n gern?“

„Ganz sicher, Mutterl!“

„Und . . . und wird er sie jetzt heiraten, d' Fanny? Glaubst?“

„Ja. Aber du darfst dich nicht dreinmischen, Mutter. Darfst gar nicht verraten, daß du was weißt davon. Denn das is eine heiklige G'schicht'. Die zwei Leut'ln sind jetzt so weit auseinander. Da müssen sie sich wieder ganz allein zusammenfinden. Wie nur das geringste dazwischen kommt, wird vielleicht gar nix mehr draus.“

„Aber natürlich!“ sagte die Mutter eifrig. „Mauserlstill bin ich. Kein Wörtel red' ich. Denn daß man bei so was nicht dreinreden darf, das seh' ich ganz gut ein. Ganz gut seh' ich's ein, wenn ich auch ein einfältig's alt's Weibel bin und die verzwickte neue Zeit nit versteh'. Nein, so was! Nein, so was! Wer hätt' denn an so was denkt!“

Sie schüttelte ein paarmal den grauen Kopf. Dann hielt sie ihn auf einmal still und sah die Tochter aus überfließenden Augen an.

„Aber, Everl! Dann — — dann verdankt's ja d' Fannerl dir, wenn . . . wenn sie doch noch glücklich wird. Du bist ein Segen Gottes fürs ganze Haus, du mein liebes, goldenes, einziges Herzbinkerl du!“

Sie zog Eva in ihre Arme, an ihr treues Herz und bedeckte ihr Gesicht mit Thränen und Küssen, dazwischen abgebrochene Kosenamen murmelnd.

Und die schöne Eva ließ sich's gefallen mit geschlossenen Augen, wie ein Kind, das zur Ruhe gewiegt wird. In ihrem Herzen aber war etwas, das sich im ganzen Verlaufe dieser bedenklichen Angelegenheit dort nicht geregt hatte: Scham. Heiße, heiße Scham.

13.

Eine fieberhafte Spannung lag über der Familie Rauscher. Jedes ihrer Mitglieder war nach einer nicht allzu sanft verbrachten Nacht mit dem Gefühle aus dem Bette gestiegen, daß in einigen Stunden schon, um zwölf Uhr mittags, das Unerhörte geschehen sollte. Ein Angehöriger der oberen Zehntausend, einer jener Männer, die man so wenig für seinesgleichen hielt, daß man nicht einmal auf den Gedanken kam, sie zu beneiden, solch einer sollte in das bescheiden eingerichtete Eß- und Empfangszimmer der Familie treten, auf einem der mit abgeblichenem Stoff bezogenen Stühle sitzen. Und die Folge dieses Ereignisses würde sein, daß Eva, ihre Eva, die so lange in der Familie gelebt hatte, ohne daß man ihr das geringste Fremdartige angemerkt hätte, künftighin zu jenen unerreichbaren, aus weiter Ferne gleich Sternen herüberglänzenden Leuten der höheren Kreise gehören sollte.

Das Außerordentliche des Tages hatte seinen am meisten ins Auge fallenden Ausdruck darin, daß der Vater zu Hause blieb. Das kam sonst nur an ganz hohen Festtagen vor. Denn an gewöhnlichen Sonntagen mußte der Registrator immer auf eine Vormittagsstunde ins Bureau, um die eingelaufene Post zu übernehmen. Blieb er doch einmal daheim, so kam er den ganzen Vormittag aus Schlafrock und Pantoffeln nicht heraus, und seine Pfeife wurde nicht kalt. Heute aber ging er im vollen Besuchsstaat im Zimmer auf und ab, sah ernsthaft vor sich hin und rauchte nicht.

Auch die Mutter hatte sich mindestens zwei Stunden früher, als es nötig war, in Gala geworfen. Infolgedessen war sie noch aufgeregter, als sie sonst schon gewesen wäre. Denn jetzt konnte sie nichts anfassen, keine Arbeit thun, an der sich ihre Unruhe ausgetobt hätte. Sie konnte sich ja dabei das gute Kleid verderben. Die Thätigkeit in der Küche blieb Fanny überlassen, die ohnehin gleich morgens kategorisch erklärt hatte, sie wolle mit der Geschichte nichts zu thun haben und sich vor dem neuen Schwagerkandidaten nicht sehen lassen. Karl hatte eine ähnliche Erklärung abgegeben und war wie gewöhnlich ins Kolleg gegangen. Die einzige, die ihr gewöhnliches Wesen bewahrt hatte, war Eva. Sie hatte ihr besseres Hauskleid angezogen, gelben Mull mit etwas Spitzen, saß am Fenster und las. Hin und wieder trat die rastlos herumtrippelnde Mutter mit einer leise gezischelten Frage zu ihr, auf die Eva jedesmal antwortete: „Nein, liebe Mutter!“ oder: „Aber Mutterl, das ist ja alles gar nicht nötig!“ — Darauf trippelte die alte Frau jedesmal getröstet davon, um in einer Viertelstunde mit einem neuen Bedenken zur Tochter zu kommen.

Jetzt hatte sie wieder etwas.

„Du, Everl, was mir grade einfallt: Ob wir nicht lieber die Katherl fortschicken? Das

Kind hat manchmal so komische Einfäll'. In Verlegenheit bringen kann's einen. Was glaubst?"

Sie hatte vermieden, es ausdrücklich zu sagen, daß sie fürchtete, der Kindermund könne in der Gegenwart des neuen von Evas früherem Bräutigam zu plappern anfangen.

Die Tochter hatte sie aber verstanden. „Da hast du recht, Mutter," antwortete sie. „Bring sie lieber zu Frau Leuckhardt hinüber."

Ihres Einfalls froh und äußerst zufrieden, sich irgendwie bethätigen zu können, nahm Frau Rauscher das sonntäglich herausgeputzte Kind an der Hand und führte es hinüber. Die gutmütige Alte nahm den kleinen Gast mit offenen Armen auf. Das hatte doppelten Grund. Erstens war Frau Leuckhardt eine große Kinderfreundin, zumal an dem Katherl hatte sie „einen Narren gefressen", dann war sie aber auch ganz glückselig, die Nachbarin ins Gebet nehmen zu können. Das weibliche Organ für Neuigkeiten war bei Frau Leuckhardt stark ausgebildet. Sie witterte, daß etwas in der Luft lag, und war schon fast krank vor Neugier.

„Sagen S' mir nur, meine liebe Frau Rauscher, was is denn bei Ihnen los heut'? Ihren Mann hab' ich nit fortgehn g'sehn, Sie sind so sauber an'zog'n und schau'n so g'wiß aus, so . . . so wie ein Firmling. Und gestern is Ihr Fannerl mit 'm Herrn Neumeier durch die Gassen 'gangen, am Haus vorbei, und haben ganz eifrig dischkuriert, und dann is der Herr Neumeier zwar heraufkommen, aber nach einer kurzen Zeit wieder fortgangen. Und g'rennt is er wie ein Schneider."

Gegenüber dieser erbarmungslosen Aufzählung der Anzeichen, daß etwas los sein müsse in ihrem Hause, hätte Frau Rauscher schwer leugnen gehabt, selbst wenn sie an ein Leugnen gedacht hätte. Aber das ging ja gar nicht. Schließlich mußte ja die ganze Welt die Geschichte erfahren, und da hatte die nächste Nachbarin, mit der man Thür an Thür wohnte und in einem steten Austausch kleiner Gefälligkeiten lebte, ein gewisses Recht auf Offenheit, zumal sich die Gelegenheit gerade so schickte. Wenn die Sache nur nicht gar so schwer zu erzählen gewesen wäre!

Stammelnd und stockend brachte sie endlich die Nachricht von der großen Veränderung heraus, die sich von gestern auf heute vollzogen hatte, und atmete tief auf, als Frau Leuckhardt das Peinliche, das der Sache anhaftete, gar nicht zu bemerken schien, sondern nur über das Glück, das Eva machte, immer mehr außer sich geriet.



Reinhold Krätke,
der neue Staatssekretär des Reichspostamts.
Nach einer Photographie von W. Höffert, Hofphotograph in Berlin.

„Nein, so was! Nein, so was!" wunderte sich Frau Leuckhardt, der guten Bekannten mit schier ehrfurchtsvollen Augen ins Gesicht sehend. „Fünf Millionen sagen S'? Oder gar sechse? Dös Glück! Dös Glück! Se verdient's aber auch, die Everl! Ich hab's immer g'sagt: „Das Madel hat so was Noblig's an sich. An der wird man noch was erleben." — Na, da hat der Neumeier freilich z'rucktreten müssen! Es wär' ja grade schlecht g'wesen von ihm, wenn er die Everl um so ein Glück hätt' bringen wollen. — Und daß er ein bissel alt is, der Herr v. Hohenberger, dadraus machen S' Ihnen nur nix, Frau v. Rauscher. Das werden die besten Eh'männer. Dafür hat man Beispiele, ja. — Na, ich gratulier' vielmals, Frau v. Rauscher. — Und der Fräul'n Eva auch. — Ich freu' mich so! Wirklich, von Herzen freu' ich mich!"

Frau Rauscher entrann mit vieler Mühe dem Strom von Fragen und Ausrufen, in dem sich die Aufregung der Alten immer wieder Luft machte. Nur der Hinweis darauf, daß es bald Zwölf sei und „er" bald kommen müsse, sowie das Versprechen, nachmittags zu einem Schälchen Kaffee herüberzuschlüpfen und dann haarklein zu erzählen, in welcher Weise der noble Herr um die Braut angehalten, was er angehabt, was er gesprochen, und ob er ihr nach dem Ja der Eltern den Verlobungskuß gegeben, wie das andere Leute thun, ermöglichte ihr, die Thür zu gewinnen.

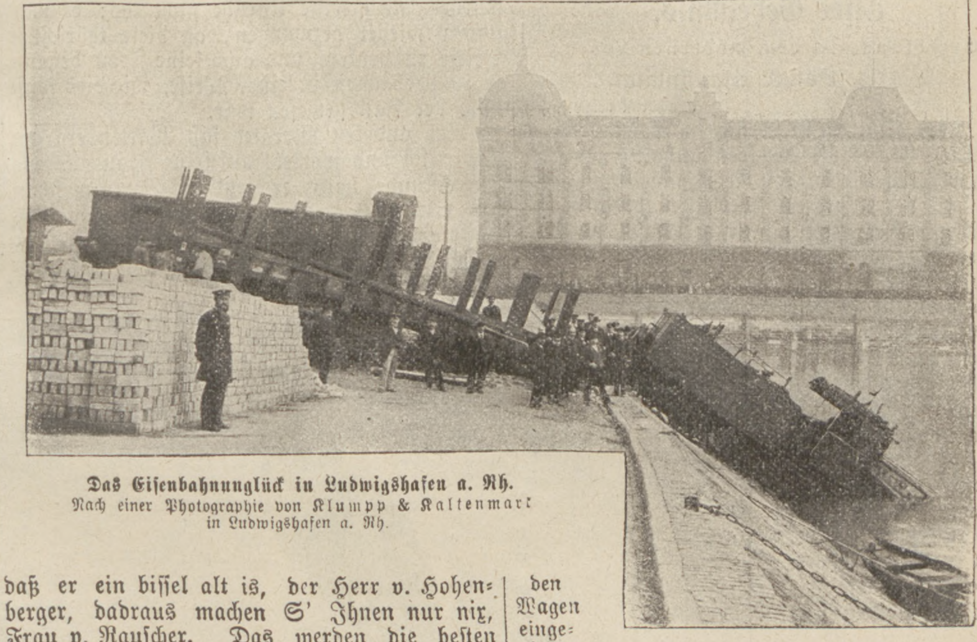
Ganz rot im Gesicht, aber viel beruhigter darüber, was die Leute zu der Sache sagen würden, kam sie in das Zimmer zurück, wo ihr Mann immer noch mit ernstem Gesichte, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, hin und her ging, und Eva mit ihrem Buche am Fenster saß, genau in derselben Haltung, in der sie sie verlassen hatte.

Sie begann sofort zu erzählen, wie sich Frau Leuckhardt zu der Angelegenheit gestellt habe, und daß sich die anderen Bekannten erwartungsgemäß nicht viel anders verhalten würden. Mann und Tochter nahmen die Sache aber viel weniger wichtig als sie. Rauscher hörte kaum, was sie erzählte, und Eva hörte zwar zu, sagte aber gleichmütig: „Das hab' ich gar nicht anders erwartet. Der Reichtum imponiert halt. Manche werden zwar neidisch sein, aber was zu sagen wird sich jeder schön hüten."

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Die zur Verhütung der in neuerer Zeit so überaus zahlreichen Unglücksfälle für die **Berliner elektrischen Straßenbahnwagen** bestimmte **Schutzvorrichtung** besteht zunächst aus einem Fangkorb unten am Vorderteil des Wagens, dessen Vorderkante gegen die Pufferbohle etwas vorspringt. Für gewöhnlich befindet der Fangkorb sich etwas über dem Straßenpflaster, soll die Vorrichtung aber in Thätigkeit treten, so wird sie durch den Fahrer herabgelassen. Dies geschieht gleichzeitig mit dem Anziehen der elektrischen Bremse, kann aber auch durch einen Fußtritt bewirkt werden. Die vorstehenden Puffer beziehungsweise Zugstangenköpfe sind zum Umklappen unter den Wagen eingerichtet (bei der Fahrt werden natürlich jedesmal die vorderen Puffer umgeklappt). An der vorderen Plattformwand erstrecken sich außerdem in handlicher Höhe noch zwei Handhaben über die ganze Breite des Wagens, die zur Abschwächung der Stoßwirkung gleichfalls federnd angebracht sind. — Zum **Gedächtnis Kaiser Maximilians von Mexiko** wurde bei **Queretaro** eine **Sühnekapelle** errichtet und kürzlich feierlich eingeweiht. Sie erhebt sich auf dem Cerro de las Campanas an jener Stelle, wo der unglückliche Kaiser am 19. Juni 1867 nebst zweien seiner Generale erschossen wurde. Der Platz ist genau bezeichnet durch drei Steinblöcke, mit Marmorplatten belegt, welche in Goldbuchstaben die Namen Maximilian, Miramon und Mejia zeigen. Die Kapelle wurde nach dem Plane des Architekten Max v. Mitzel ausgeführt. Zwei Seitenfenster aus rotem Glase erhellen den Innenraum, der für etwa sechzig Personen Platz bietet. — Am Abend des 9. Mai ereignete sich in **Ludwigshafen a. Rh.** ein seltenes **Eisenbahnunglück**, indem die Lokomotive des Schnellzuges Basel—Berlin, vermutlich durch Versagen der Luftbremse, über die Drehscheibe, den Prellbock und durch die Stirnwand der Bahnhofshalle immer weiterfuhr, bis sie schließlich mit dem Tender die Hafenböschung hinab in den Rheinhafen stürzte. Personen- und Packwagen blieben oben stehen, da der Tender sich im letzten Augenblick losriß. Der ins Wasser gestürzte Heizer wurde gerettet, der Lokomotivführer erlitt schwere Verletzungen durch den ausströmenden Dampf; auf dem Bahnsteig wurde eine Frau überfahren und so schwer verletzt, daß nach kurzer Zeit der Tod eintrat. — Der **neue Staatssekretär des Reichspostamtes**, Wirklicher Geheimer Rat **Reinhold Krätke**, ist am 11. Oktober 1845 zu Berlin geboren. 1864 in den Postdienst eingetreten, wurde er 1881 Mitglied des Kolonialrates, drei Jahre darauf vortragender Rat im Reichspostamt und 1897 Gouverneur von Deutsch-Guinea. 1890 trat er ins Reichspostamt zurück und wurde 1896 Direktor der ersten Abteilung dieser Behörde.



Das Eisenbahnunglück in Ludwigshafen a. Rh.
Nach einer Photographie von Klumpp & Kaltenmark in Ludwigshafen a. Rh.

Im Schutze der Mutter.

(Mit Bild auf Seite 188.)

Ein mächtiger Steinadler hat das sorglos neben der Mutter auf der Weide ruhende Füllen entdeckt und will auf dieses herabstoßen (siehe unser Bild auf S. 188). Er betrachtet das Füllen schon als willkommene Beute, das beim Geräusch des Flügelschlages den Kopf erhebt, ohne die drohende Gefahr zu erkennen. Aber die Mutterstute ist auf der Hut. Sie richtet sich auf die Hinterbeine auf und zeigt laut wiehernd dem geflügelten Räuber das starke Gebiß, das dieser fürchtet. Allein während er die Stute beschäftigt, gelingt es vielleicht seinem schon in der Ferne sichtbaren Weibchen, sich auf das Füllen zu stürzen und den Kampf noch gefährlicher zu gestalten.

Elses Geheimnis.

Erzählung aus dem modernen Leben.

Von **A. Oskar Klaußmann.**

(Nachdruck verboten.)

„Ihre Frau befindet sich in Gefahr!"

Diese Worte bildeten den Inhalt eines anonymen Briefes, den der Rechtsanwalt Wartenberg mit der Morgenpost erhalten hatte.

Wenn man seit einem halben Jahre verheiratet ist, wenn es sich um eine glückliche Ehe handelt, wie sie Wartenberg mit seiner Else führte, dann wird ein Mann nicht so leicht durch einen anonymen Brief in Aufregung versetzt, besonders wenn er so nichtssagend, eigentlich so thöricht ist, wie der, den Wartenberg soeben erhielt.

Eine Stunde später hatte Wartenberg den Brief vollständig vergessen.

Drei Tage danach aber wurde er sehr unangenehm daran erinnert, als er wiederum einen Brief erhielt, dessen Inhalt lautete: „Ihre Frau befindet sich in großer Gefahr!"

Diesmal wurde Wartenberg ärgerlich. Er verglich den Brief mit dem ersten und fand, daß er von derselben Hand herrühre. Auch das Papier, das zu dem Briefe benützt war, glich dem ersten vollständig.

Was konnte die Schreiberin des Briefes beabsichtigen? Denn daß er von einer Frau herrühre, stand bei ihm fest. Eine Warnung konnte der Brief unmöglich enthalten, denn Else befand sich unter keinen Umständen in Gefahr. Wenn wenigstens diese närrische Schreiberin angedeutet hätte, von welcher Seite her eine Gefahr drohe! Aber natürlich, es gab ja gar keine. Else lebte so zurückgezogen; sie ging während der Woche nur dreimal allein aus, um in den Anlagen frische Luft zu genießen oder an dem Damenkränzchen teilzunehmen, das wöchentlich einmal stattfand.

Dieses Kränzchen wurde abwechselnd bei einer der Teilnehmerinnen abgehalten, und zwar waren Herren streng ausgeschlossen. Die Damen kamen zum Kaffee zusammen, verplauderten dann noch ein oder zwei Stündchen, und mit dem Glockenschlag Sieben ging man wieder auseinander.

Wartenberg legte den zweiten Brief zu dem ersten in seinen Schreibtisch. Er ahnte schon, daß zu dem zweiten Brief bald ein dritter kommen würde.

Trotzdem er ihren Inhalt zu vergessen suchte, blieb eine unangenehme Erinnerung zurück, er wurde eine gewisse Unruhe nicht los; er war immer wieder gezwungen, an diese thörichten Briefe zu denken, und auch seine Frau begann er zu beobachten in einer Weise, wie dies sonst nicht der Fall gewesen war.

Am anderen Morgen saß Wartenberg am Kaffeetisch und wartete auf seine Frau. Seine Sprechstunde hatte er jetzt im Sommer schon von Sieben bis Neun. Dann begann das Plaidieren auf dem Gericht, und deshalb stand er sehr früh auf. Er hatte seine Frau immer gebeten, noch weiter zu schlafen, wenn sie es wolle, aber Else hatte entrüstet den Verdacht, daß sie eine Langschläferin sei, zurückgewiesen. Sie war des Morgens stets mit dem Gatten am Kaffeetische erschienen, und Wartenberg war ihr immer für diese Aufmerksamkeit dankbar gewesen.

Seit ungefähr acht Tagen schien Frau Else aber wirklich eine Langschläferin geworden zu sein. Sie klagte am Morgen immer über Müdigkeit und erschien so verspätet, daß sie gewöhnlich erst in dem Augenblicke eintrat, in dem Wartenberg nach seinem Bureau gehen mußte, wollte er nicht zu spät kommen. Die halbe Stunde, in der man so angenehm am Morgen geplaudert hatte, fiel nun weg, und das bedauerte der junge Ehemann sehr.

Unter gewöhnlichen Verhältnissen hätte er nichts anderes als dieses Bedauern empfunden. Wenn er indes jetzt an die Briefe dachte, die er erhalten, kam es ihm vor, als stecke hinter dem Fernbleiben der Frau von der morgendlichen Plauderstunde etwas anderes als der Zufall oder die Lust am langen Schlafen.

Wartenberg begann Kombinationen zu machen, auf die er früher nicht gekommen war. Er betrachtete die einfachsten Dinge und Verhältnisse mit mißtrauischen Augen. Er wartete mit der Uhr in der Hand bis auf die letzte Minute, die ihm zur Verfügung stand, auf den Eintritt der Gattin. Erst als er sich erhob und bereits an der Thür war, wurde die andere Thür geöffnet, und Else trat ein.

Der Gedanke stieg in Wartenberg auf, seine Frau habe hinter der Thür nur auf den Moment seines Weggehens gewartet. Es schien ihm auch, als ob sie ihn mit etwas scheuen Blicken betrachte; er gab ihr den Abschiedskuß und ging hinaus.

Fünfzig Schritt vom Hause traf er den alten Oberstleutnant v. Lindner. Dieser war eine Art „Onkel" Elses, ein Jugendfreund ihres Vaters und alter Junggeselle, den Else als kleines Kind stets Onkel genannt hatte und auch noch so nannte. Auch das vertrauliche Du war zwischen ihnen bestehen geblieben.

Der Oberstleutnant sah sehr aufgeregt aus und fuhr auf Wartenberg sofort mit der Nachricht los: „Wissen Sie schon? Frau Regierungsrat Bergstädt hat sich heut nacht erhängt. Denken Sie sich nur — die junge Frau, erst seit einem Jahre verheiratet, und begeht einen Selbstmord!"

„Das ist in der That eine furchtbare Nachricht!" sagte Wartenberg ganz erschüttert.

„Ja," versetzte aufgeregt der Oberstleutnant. „Und was wird erst Ihre Frau sagen! Sie hat ja mit der Unglücklichen am meisten verkehrt. Ich habe mich immer gefreut über die von Tag zu Tag sich vergrößernde Herzlichkeit zwischen den beiden Frauen. Der Schlag wird Else furchtbar treffen. Machen Sie sofort Kehrt und bringen Sie Ihrer Frau die Nachricht vorsichtig bei."

„Sie haben recht," erklärte Wartenberg. „Ich will sofort zurück und meine Frau auf das Unglück vorbereiten. Ich komme allerdings etwas später nach dem Bureau, aber das hilft nun nichts."



Im Schutze der Mutter. (S. 187)

Humoristisches.

Die Sommerfrische zu Hause.



Rentier Krause spricht: Warum
Reist man in der Welt herum?



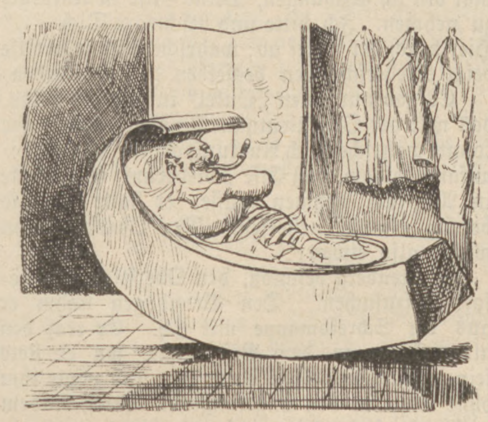
Denk' ich dran, wie manche schwitzen,
Die die Eisenbahn benützen,



Sage ich mir einfach: „Krause,
Lies den Bädeker zu Hause!"



Wegen See- und Wellenbäder
Fahr' ich keinen Kilometer,



Hab's ja ohne viel Beschwerden:
Nasser kann man auch nicht werden!



Warum reisen denn die Herr'n,
Um zu kraxeln gar so fern?



Dieses hab' ich allerwegen,
Wo sie Leitungsrohre legen.



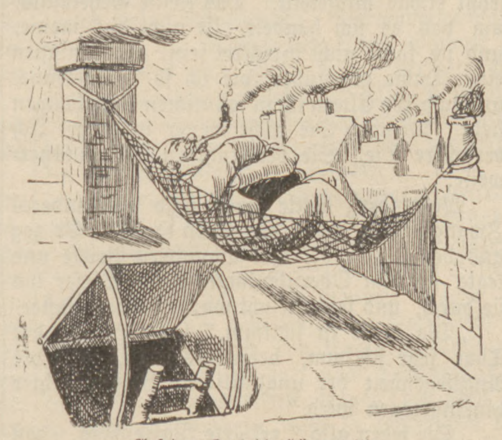
Wozu braucht man morsche Planken,
Um zu schaukeln und zu schwanken?



Ein paar Schöppchen neues Bier
Thun dieselben Dienste mir.



Mancher legt sich in den Sand,
Fühlt sich wohl im Sonnenbrand.



Auf dem Dach die Hängematt'
Ist das beste Sonnenbad.



Und ein jeder ruft: „Der Daus!
Krause, sehn Sie prächtig aus!"

Wartenberg schritt eilfertig nach seiner Wohnung zurück, stieg die Treppe hinauf und öffnete mit dem Schlüssel, den er stets bei sich hatte, die Korridorthür. Fast geräuschlos trat er in das Zimmer und fand hier die junge Frau auf einer Chaiselongue, die in der Nähe des Fensters stand, liegen und heftig weinen.

Also war er doch zu spät gekommen; die furchtbare Nachricht hatte das arme Frauchen unvermittelt getroffen.

„Else!" rief er mitleidsvoll, und mit einem Schrei sprang sie auf. Das war nicht der halblaute Schrei der Ueberraschung, sondern ein wirklicher Schreckensschrei.

„Also weißt du auch schon von dem Unglück?" fragte er, teilnahmsvoll ihre Hand ergreifend.

Else sah ihn verständnislos an. „Ein Unglück? Nein, ich weiß von nichts!"

„Du weißt von nichts? Nichts von Frau v. Bergstädt?"

„Nein," versetzte Else, und auf ihr Gesicht trat an Stelle des Schreckens die Angst. „Was ist mit ihr? Was ist geschehen? Um Gottes willen spanne mich nicht auf die Folter!"

„Sie ist tot," sagte Wartenberg.

„Sie hat sich das Leben genommen!" schrie Else; und die Sicherheit, mit der sie die wirkliche Todesursache der unglücklichen jungen Frau angab, verblüffte Wartenberg derartig, daß er sprachlos stehen blieb. Woher wußte Else, daß das junge Weib gerade durch Selbstmord gestorben war? Diese Vermutung mußte eigentlich die letzte sein, auf die sie kommen konnte.

Zwei oder drei Schritte machte Else noch nach der Chaiselongue, auf der sie beim Eintritt des Gatten gelegen hatte, und dann brach sie ohnmächtig zusammen.

Als Wartenberg hinzusprang und sie aufhob, sah er in ein so leichenblasses Gesicht, daß er im ersten Augenblick nicht an eine Ohnmacht, sondern an einen Herzschlag glaubte.

— — — — — — — — — —

„Das erste Opfer ist gefallen. Geben Sie acht, daß Ihre Frau nicht das zweite wird!"

So lautete der Inhalt des dritten anonymen Schreibens, das der Rechtsanwalt Wartenberg am Tage nach dem Selbstmord der Frau v. Bergstädt erhielt.

Diesmal wurde er heftig durch das Schreiben erschreckt. Dieses wies auf einen Zusammenhang zwischen dem Selbstmord der jungen Frau und der Gefahr hin, die Else bedrohte, und Wartenberg begann zu glauben, daß die Warnerin keinen Scherz treibe, sondern daß er vielleicht Ursache habe, ihr für ihre anonymen Briefe zu danken.

Else war mit der Selbstmörderin sehr befreundet gewesen, aber es gab noch andere Beziehungen zwischen beiden als die Freundschaft. Das bewies das auffallende Betragen Elses, als sie die Todesnachricht erhielt. Es war anzunehmen, daß Else die Motive dieses Selbstmordes kannte. Sie mußte wissen, daß irgend ein Grund zu einem so fürchterlichen Schritt für die junge Frau vorlag; sie war entschieden Mitwisserin eines Geheimnisses, das bis jetzt sehr gut bewahrt worden war, denn niemand in der Stadt hatte den Grund für den aufsehenerregenden Selbstmord gefunden. So viel Mühe sich auch der Gatte der unglücklichen Toten gab, zu entdecken, was die junge, in den besten Verhältnissen lebende Frau in den Tod getrieben habe, er fand nichts.

Else Wartenberg war von dem traurigen Vorfall so erschüttert worden, daß sie jetzt krank und bettlägerig war. Der Arzt hatte die größte Ruhe verordnet und befohlen, daß jede Aufregung von ihr ferngehalten werde.

Wartenberg wagte daher nicht, sie zur Rede zu stellen, aber er erkannte, seine Frau hatte nicht mehr volles Vertrauen zu ihm, sie verbarg ihm etwas, sie hatte nicht den Mut, ihm zu gestehen, was sie bedrücke. In ihrem jetzigen Zustande konnte er sie nicht direkt fragen; er mußte eine Auseinandersetzung aufschieben, bis ihr Gesundheitszustand es erlaubte.

Als er mittags nach Hause kam, erfuhr er, seine Gattin schlafe und wünsche nicht gestört zu werden. Sie wollte ihm also ausweichen; er fühlte es, daß seine Gegenwart ihr lästig schien, daß sie es vermied, mit ihm zu sprechen.

Er ging ruhelos durch die Zimmer und kam auch in den Raum, in welchem der Schreibtisch Elses stand, den sie unter Verschluß hatte. Niemals wäre er in früheren Zeiten auf den Gedanken verfallen, den Schreibtisch zu eröffnen, jetzt aber fiel ihm ein, daß man in diesem vielleicht die Lösung des rätselhaften Betragens seiner Frau finden könne.

Unwillkürlich trat er an diesen Tisch und prüfte den Verschluß der Schubladen. Sie waren sämtlich verschlossen bis auf die untere. In dieser lag die Schreibmappe Elses. Er zog sie heraus und blätterte in derselben. Nach längerem Suchen stieß er auf einen Briefbogen, der den Anfang einer schriftlichen Mitteilung trug. Diese lautete: „Lieber Onkel, noch einmal bin ich gezwungen, Deine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Ich bitte und beschwöre Dich . . ." Hier brach der Brief ab; wahrscheinlich war Else beim Niederschreiben desselben gestört worden.

Es gab nur einen „Onkel" in nächster Nähe, das war der Oberstleutnant Lindner, und dieser konnte wahrscheinlich Auskunft geben. Der Briefanfang besagte, daß Else „wiederum" seine Hilfe in Anspruch nehmen müsse, er hatte ihr also bereits einmal geholfen. Der Oberstleutnant wußte also etwas!

Wartenberg beschloß, den Oberstleutnant sofort aufzusuchen. Den Briefbogen nahm er aus der Schreibmappe mit sich. Er traf den alten Herrn in dem Restaurant, wo er stets seine Mittagsmahlzeit einnahm, und zeigte ihm ohne weiteres den angefangenen Brief, indem er Auskunft darüber verlangte.

Der Oberstleutnant wurde verlegen und stotterte: „Ich habe allerdings Else einen kleinen Gefallen erwiesen, ihr geholfen, aber so wichtig war die Sache nicht. Es ist bloß Nervosität und weibliche Lebhaftigkeit, daß sie von der Sache so viel Wesens macht."

„Und womit haben Sie meiner Frau geholfen? Sie werden zugestehen, Herr Oberstleutnant, ich habe ein Recht zu dieser Frage. Der meiner Frau zu helfen hat und in erster Reihe zu helfen verpflichtet ist, bin ich. Wenn meine Frau mir so wenig vertraut, daß sie sich um Hilfe an andere Leute wendet, so habe ich unzweifelhaft das volle Recht, zu erfahren, in welcher Angelegenheit ihr geholfen wurde."

Der Oberstleutnant schien betreten. Er hüllte sich in Schweigen, rauchte sehr lebhaft und sagte endlich: „Wenn Else nicht gewünscht hätte, daß die Sache unter uns bleibe, hätte ich Ihnen wohl etwas mitgeteilt. Das kleine Geheimnis, um das es sich handelt, ist nicht das meine, und ich kann nicht indiskret sein, am wenigsten einer Dame gegenüber, die ich so lange kenne, und zu deren Eltern ich in so intimen Beziehungen stehe. Dringen Sie nicht weiter in mich. Ich versichere Sie, Sie beunruhigen sich unnützerweise."

Wartenberg hatte aber noch ein anderes Zwangsmittel gegen den alten Herrn. Er zog aus der Tasche die drei anonymen Briefe und legte sie dem Oberstleutnant vor. Dieser las sie durch, und sein Gesicht wurde immer ernster.

„Die Sache ist schlimm," sagte er, „in der That sehr schlimm, besonders ernst, weil die Angelegenheit der unglücklichen Bergstädt hier hineingezogen wird."

„Sie sehen also," erklärte Wartenberg, „daß ich Auskunft haben muß. Auch ich bin der Ansicht, daß die Warnungen, die ich zuerst für einen schlechten Scherz gehalten habe, nicht unberechtigt sind. Ich erwarte eine bestimmte Antwort von Ihnen."

Der Oberstleutnant dachte einen Augenblick nach und erklärte endlich: „Ich glaube, ich bin unter diesen Umständen verpflichtet, Ihnen Mitteilung zu machen. Ich habe Else mit Geld ausgeholfen und zwar mit einer verhältnismäßig hohen Summe, mit dreitausend Mark. Ihre Bitte um Gewährung des Darlehens hatte mich damals in Bestürzung versetzt. Ich wollte von ihr Auskunft haben, wozu sie das Geld brauche, aber sie verweigerte mir diese rundweg."

„Ich bin mindestens ebenso erstaunt, Herr Oberstleutnant, wie Sie es waren, als meine Frau Sie um Geld anging. Ich finde gar keine Erklärung für diesen Schritt Elses. Ich stehe hier vor einem neuen Rätsel, das mich noch ängstlicher macht als die früheren. Else hat mir eine große Mitgift in die Ehe gebracht. Es bedurfte also nur eines Wortes von ihr an mich, um ihr die Summe zu verschaffen. Aber sie hat gefürchtet, ich könnte sie fragen, wozu sie das Geld brauche. Sie hat also heimliche Ausgaben. Aber wofür? Meine Frau ist nicht zu übertriebenem Luxus geneigt. Sie hat außerdem in ihrer Ausstattung eine solche Fülle von Garderobe mitbekommen, daß sie auf Jahre hinaus versorgt ist. Ich weiß, daß sie während des halben Jahres unserer Ehe noch nicht einen einzigen Lieferanten, weder hier noch außerhalb, in Anspruch genommen hat."

Der Oberstleutnant zuckte die Achseln. „Hm — ja! Es ist eine höchst verzwickte Sache."

„Der wir auf den Grund kommen müssen!"

Beide verließen das Restaurant. Als sie ein paar Häuser weitergegangen waren, sagte Wartenberg: „Wir kommen bei der Bank vorbei. Gehen Sie mit mir hinein, damit wir unsere Geldangelegenheit sofort regulieren."

Der Oberstleutnant erklärte, es habe keine Eile, aber er ging doch schließlich mit, und Wartenberg bat den anwesenden Beamten, dem Oberstleutnant dreitausend Mark zu überweisen.

Der Beamte sah den Rechtsanwalt etwas erstaunt an und sagte: „Ihr Depot ist erschöpft, Herr Rechtsanwalt. Wir werden wohl von den uns zur Verwahrung übergebenen Papieren etwas verkaufen müssen, wenn Sie wieder ein flüssiges Depot haben wollen. Sie haben in der letzten Zeit sehr viel gezogen — gegen zehntausend Mark."

Wartenberg war erbleicht, aber eine dunkle Ahnung, daß sich im nächsten Augenblick eine sehr unangenehme Lösung auch dieses Geheimnisses ergeben würde, veranlaßte ihn, vorsichtig zu sein.

„Ich selbst," sagte er, „habe nichts aus der Bank geholt."

„Nein," erklärte der Beamte, „aber Ihre Frau Gemahlin. Sie war vier- oder fünfmal hier. Wollen Sie sich überzeugen? Die Summen betrugen eintausend bis dreitausend Mark. Ihre Frau Gemahlin ist gleich Ihnen berechtigt zur Erhebung derartiger Summen."

— — — — — — — — — —

Auf dem Bahnhofe von M. standen der Rechtsanwalt Wartenberg und der Oberstleutnant und harrten auf den einlaufenden Schnellzug. Der Oberstleutnant machte heute im Gegensatz zu den letzten Zusammenkünften mit Wartenberg ein ganz vergnügtes Gesicht.

„Ich bin doch stolz darauf," sagte er, „daß ich auf die Idee kam, Elses Mutter herzutelegraphieren. Geben Sie acht, lieber Wartenberg, jetzt kommen wir hinter alle Geheimnisse. Zur Entdeckung solcher Sachen eignet sich nur eine Frau. Was Ihre Frau Gemahlin Ihnen nicht anvertrauen wollte, wird sie ihrer Mutter nicht verheimlichen. Wir nehmen die Dame hier auf dem Bahnhof in Empfang, machen ihr klar, um was es sich handelt, und ich wette,

wir haben spätestens morgen die Lösung des Rätsels."

„Ich hoffe es," erklärte Wartenberg, „denn meine Frau wird mir mehr und mehr entfremdet. Ich habe sie seit drei Tagen nicht gesehen. Sie steckt sich hinter den Arzt, und dieser erklärt, jede Aufregung könne bei meiner Frau zu einer Katastrophe führen. Das ist natürlich das Geständnis einer Schuld, wenn auch nur ein indirektes."

Der Zug fuhr in den Bahnhof ein, und mit etwas ängstlichem Gesicht entstieg Elses Mutter demselben. Der Oberstleutnant bot ihr den Arm und führte sie nach dem Wartesaal, und hier kam es in den nächsten Minuten zu den notwendigsten Erklärungen.

Elses Mutter, eine sehr verständige Dame, versprach, der geheimnisvollen Sache energisch auf den Grund gehen zu wollen.

— — — — — — — — —

Das Kaffeekränzchen, das allwöchentlich in M. zusammenkam, war bei Frau Baumeister Mühling versammelt. Das Kaffeetrinken war vorbei. Das Mädchen räumte das Geschirr ab, und die Hausfrau sagte zu ihr: „Wir sind vollzählig; es kann also niemand mehr kommen, den wir erwarten. Sollte mich jemand zu sprechen wünschen, so rufst du mich heraus; du bringst niemand in das Zimmer, wir wollen nicht gestört sein. Du brauchst, wenn du mich rufst, nicht einzutreten, sondern klopfst nur an die Thür."

Die acht Damen gruppierten sich um den Tisch, und die Hausfrau holte ein Kästchen mit Spielmarken und mehrere neue Spiele Karten. Gold, Silber und Banknoten erschienen aus den Taschen der Damen, und gegen bares Geld wurden bunte Elfenbeinmarken eingetauscht.

Frau Mühling nahm die Karten, und wenige Minuten später war das Spiel „Macao", das jetzt so allgemein übliche Hasardspiel, in vollem Gang.

Vorläufig wurden nur weiße Marken gesetzt; als aber Frau Mühling die Bank abgab, erschienen auch rote Marken. Die Bankhalterin zog für jede der Spielenden eine Karte ab, ebenso für sich. Die Karten wurden umgedreht.

„Kleiner Schlag!" riefen die Damen durcheinander. Die Bankhalterin hatte die Acht und zog sämtliche Einsätze ein.

Zum zweitenmal wurden die Karten ausgeteilt. Wieder wurden sie umgedreht, und „Kleiner Schlag!" ertönte es erstaunt aus dem Munde der Mitspielenden.

„Ich nehme nur Blau jetzt an, um Ihnen Revanche zu geben," erklärte die Bankhalterin. Acht blaue Marken waren im nächsten Augenblicke auf dem Tisch. Die Bankhalterin zog ab und zum drittenmal hatte sie „kleiner Schlag".

Diesmal war der Schreckensruf der mitspielenden Damen so laut, der siebenfach ausgestoßene Ruf „Kleiner Schlag!" erzeugte ein solches Geräusch, daß selbst das Aufspringen der Thür übertönt wurde, durch welche Rechtsanwalt Wartenberg mit einer Anzahl anderer Herren eintrat, den Gatten der anwesenden Damen.

Frau Mühling erhob sich zwar mit dem ganzen Stolz der Hausfrau und fragte: „Was soll Ihr Besuch, meine Herren?"

Rechtsanwalt Wartenberg aber trat an den Tisch und sagte: „Wir sind hierher gekommen, um eine Spielhölle aufzuheben. Es ist allerdings sehr verwerflich, daß Damen ihre Kaffeekränzchen zum Vorwande nehmen, um Hasard zu spielen und Summen zu verspielen, wie dies sonst nur in den Kreisen leichtsinniger Lebemänner vorkommt. Meine Frau hat ein offenes Geständnis abgelegt. Ich habe ihr verziehen, daß sie hier binnen kurzer Zeit die Summe von fünfzehntausend Mark verloren hat, und ich will niemand von Ihnen zur Verantwortung ziehen. Es liegt im Interesse der Gesellschaft, des Kreises, dem wir alle angehören, daß nichts von diesem skandalösen Spielkränzchen in die Oeffentlichkeit kommt. Wie Sie es mit sich selbst abmachen wollen, daß eine aus Ihrer Mitte, Frau Regierungsrat v. Bergstädt, Hand an sich gelegt hat, weil sie nicht im stande war, die in Ihrer Gesellschaft entstandenen Spielschulden zu decken, das überlasse ich Ihnen. Wir haben diese etwas theatralische Ueberraschung gewählt, um Ihnen mitzuteilen, daß wir alles wissen, und daß natürlich Ihre Herren Gatten sich mit jeder von Ihnen persönlich auseinandersetzen werden. — Eine Dame befindet sich noch unter Ihnen, welche die Güte gehabt hat, mich brieflich zu warnen, und der ich die Entdeckung dieses Spielerkränzchens verdanke. Ich vermute, die Dame wird sich nicht melden; ich sage ihr meinen besten Dank. Diejenige von Ihnen, die das Hasardspiel zuerst eingeführt hat, ist das erste Opfer desselben geworden. Frau v. Bergstädt war die Verführerin. Das wilde Hasardieren begann allerdings erst, nachdem meine Frau in Ihre Gesellschaft kam, und ich kann nicht umhin, es für wenig nobel von Ihnen zu erklären, daß Sie eine unerfahrene Frau, wie die meinige, im Spiel ausgebeutet haben. Wenn Sie sich ganz und gar auf den Standpunkt der Männer stellen, wie diese spielen, und wie diese sich auch wegen Spielschulden umbringen, müssen Sie es sich schon gefallen lassen, wenn ich zu Ihnen ohne Rücksicht spreche, und dies schamlose Treiben beim richtigen Namen nenne."

Zwei von den Damen hatten den Versuch gemacht, in Ohnmacht zu fallen. Unter den eingetretenen Herren befand sich aber auch der Hausherr, Baumeister Mühling, und dieser erklärte ohne Schonung: „Ich bitte die Damen, mein Haus sofort zu verlassen, und verzichte darauf, Sie jemals hier wiederzusehen."

Fünf Minuten später war er mit seiner Gattin allein, und wir sind nicht indiskret genug, etwas von der Auseinandersetzung zu erzählen, die zwischen ihnen stattfand.

— — — — — — — — —

Else hatte ihrer Mutter ein volles Geständnis abgelegt. Sie hatte ihr erzählt, wie eine Dame nach der anderen in dem sonst so harmlosen Kaffeekränzchen vom Spielteufel ergriffen wurde, und wie sich eine Leidenschaft für das Spiel bei den Frauen entwickelte, wie man sie in solcher Heftigkeit kaum bei Männern jemals findet. Die großen Summen, welche Else verlor und die natürlich einzelnen der Mitspielerinnen zu gute kamen, fachten die Leidenschaft des Spieles mehr und mehr an.

Frau v. Bergstädt hatte das Hasardspiel zuerst eingeführt. Sie hatte es in einem ausländischen Pensionat, in dem sie erzogen worden, gelernt.

Der Oeffentlichkeit gegenüber wurde der Skandal vertuscht. Einzelne der höheren Beamten ließen sich versetzen. Wartenbergs Gattin ging mit der Mutter für einige Monate auf Reisen, und ein Jahr später verlegte auch Wartenberg seinen Wohnsitz. Die Gesellschaft war doch auseinandergesprengt, und der Verkehr der Männer durch das Spielkränzchen der Damen ein sehr ungemütlicher geworden.

Wer aber glaubt, daß derartige Spielkränzchen unter Damen, wie sie unsere buchstäblich wahre Geschichte geschildert hat, in unserem lieben Deutschland noch etwas äußerst Seltenes sind, der irrt sich. Die traurige Manie, daß auch Damen sich dem Hasardspiel mit Leib und Seele hingeben, ist von England zuerst nach Frankreich und von dort nach Deutschland gekommen. Unzweifelhaft tragen die nicht nur in Monaco, sondern auch in zahlreichen ausländischen Badeorten bestehenden öffentlichen Spielbanken, an denen die wildesten Spieler meist Frauen sind, dazu bei, um die Spielwut auch unter dem weiblichen Geschlecht zu wecken. Das übrige thut die Nachahmungssucht, die Mode, der zügellose Drang nach aufregenden Vergnügungen, die Emanzipationssucht, und manches Glück, manches Leben, ja der Wohlstand und Frieden ganzer Familien ist schon durch dieses moderne Laster zu Grunde gerichtet worden.

Mannigfaltiges.

Der Gefängnisbaumeister. — Bis in das letzte Viertel des 18. Jahrhunderts lag das englische Gefängniswesen sehr im argen, und in manchen Städten glichen die Gefängnisse noch finsteren, mittelalterlichen Burgverließen. Da trat endlich der berühmte Philanthrop John Howard auf diesem Gebiete erfolgreich als gründlicher Reformator auf. Nachdem er alle Grafschaften bereist, alle Gefängnisse genau untersucht hatte, veröffentlichte er im Jahre 1777 sein gehaltvolles Werk: „Ueber den Zustand der Gefängnisse in England und Wales".

Seine sensationellen Enthüllungen so vieler Mißstände hatten zur Folge, daß man in manchen Orten sich entschloß, neue und bessere Gefängnisse bauen zu lassen. So auch in der gewerbsfleißigen Stadt Leicester. Als Howard nämlich dort gewesen war, hatte er bei der Besichtigung des uralten düsteren Kerkergebäudes mit Grausen ausgerufen: „Dies ist das elendeste und schauderhafteste Gefängnis in ganz England! Lieber möchte ich gehängt werden, als eine Woche lang in einem dieser gräßlichen Löcher sitzen!" — Dieser herbe Tadel wurmte die Vertreter der Grafschaft und die Mitglieder des städtischen Magistrats, und es wurde von ihnen beschlossen, ein neues großes Grafschaftsgefängnis erbauen zu lassen, welches sowohl als Polizei- und Kriminalgefängnis wie auch als Schuldgefängnis dienen sollte.

Ein junger talentvoller Baumeister mit dem etwas kuriosen Namen Money-Penny lieferte den besten und zweckmäßigsten Plan nebst Kostenanschlag, worauf ihm die Ausführung des Baues übertragen wurde, und zwar für eine bestimmte Summe, wofür er das große Gebäude fertig zu stellen sich kontraktlich verpflichtete.

Wohlgemut ging er ans Werk. Es war sein erster großer Bau. Unglücklicherweise stiegen während desselben die Arbeitslöhne der Maurer und Zimmerleute, und Money-Penny vermochte mit der ihm zur Verfügung stehenden Bausumme von 15,000 Pfund Sterling nicht auszureichen, sondern sah sich genötigt, dieselbe um etwa 900 Pfund zu überschreiten. Er bat um Nachbewilligung dieser Summe; doch sein Gesuch, obgleich wohlbegründet, wurde rundweg abgeschlagen.

Auf diese Weise verdiente er nicht nur nichts bei dem Bau, er geriet dadurch auch noch in drückende Schulden. Denn er war vermögenslos und hatte Kredit bei Geldleuten in Anspruch nehmen müssen. Weil er nun diesen Herren gegenüber seinen Verpflichtungen nicht nachzukommen vermochte, ließen sie über ihn die Schuldhaft verhängen, und so fügte es sich also ganz seltsam, daß der vortreffliche junge Baumeister als allererster Gefangener in das von ihm selbst neuerbaute Gefängnis gesteckt wurde.

Drei Wochen saß er bereits, da kam John Howard von einer großen Auslandsreise, die er unternommen hatte, um auch in anderen Staaten Europas die Beschaffenheit der Gefängnisse, Hospitäler, Pesthäuser &c. zu studieren, zurück in die Heimat.

In London hörte er, daß in Leicester ein großartiges neues Gefängnis seit kurzem vollendet worden sei. Das interessierte ihn sehr. Unverzüglich machte er sich auf die Reise, da er den Neubau zu besichtigen wünschte.

Nach der Ankunft in der Stadt Leicester führten einige Grafschaftsvertreter und mehrere Magistratspersonen den berühmten Mann in das neue Gefängnis und zeigten ihm alle praktischen Einrichtungen desselben; er war darüber des höchsten Lobes voll.

„Endlich einmal ein wahrhaft gutes und zweckmäßiges Gefängnis!" rief er zufrieden. „Hier giebt's nichts zu tadeln, nur alles zu rühmen. Wer ist der geschickte Baumeister?"

„Ein gewisser George Money-Penny ist's," wurde ihm geantwortet.

„Wo ist er? Den Mann muß ich kennen lernen!"

„Das ist leicht zu bewirken, und zwar sogleich ohne alle Umstände, denn er sitzt hier im Gefängnis."

„Ist das möglich? Was hat der Unglückliche verbrochen?"

„Er sitzt in Schuldhaft."

„Wie geht das denn zu?"

Man gab dem Besucher genauere Auskunft über den Sachverhalt.

Da rief Howard entrüstet: „Aber es ist doch eine wahre Schmach und Schande, einen solchen Mann so undankbar zu behandeln. Ich werde den Vorfall in die Oeffentlichkeit bringen."

„Bitte, thun Sie das lieber nicht, Sir!"

„Dann, meine Herren, verschaffen Sie dem braven Architekten die Freiheit wieder, oder ich werde allen Ernstes die Sache selbst in die Hand nehmen und mit Hilfe der Zeitungen eine öffentliche Subskription zu seinem Besten veranstalten."

Darauf ließ er sich zu dem jungen Baumeister in dessen Zelle führen. „Bald werden Sie frei sein," sagte er zu ihm. „Ueberall werde ich Sie empfehlen. Sicherlich werden Sie schon in nächster Zeit anderwärts gute und lohnende Arbeiten erhalten. Denn Sie sind der richtige Meister; Sie verstehen es vortrefflich, meine Ideen praktisch in Quaderstein- und Ziegelbau auszuführen."

Danach verließ er ihn.

Von frohen Hoffnungen erfüllt, blieb der Schuldgefangene wieder allein.

Unterdessen hielten die Vertreter der Grafschaft und die Magistratspersonen, welche sich wohl ein wenig schämten und sich sämtlich auch geschmeichelt fühlten durch das von einem solch ausgezeichneten Sachkenner ihrem neuen Gefängnisse gespendete Lob, rasch eine Beratung ab, deren erfreuliches Resultat war, daß sie sich nun doch dazu entschlossen, eine Nachzahlung von neunhundert Pfund Sterling zu bewilligen.

Der junge Baumeister wurde also der goldenen Freiheit wiedergegeben.

In Zeitungsartikeln und auch in einem neuen Buche beschrieb und lobte John Howard das neue Gefängnis zu Leicester als einen wahren, der Nachahmung würdigen Musterbau. Dies hatte bald zur Folge, daß Deputierte aus anderen Städten und Grafschaften nach Leicester kamen, um sich das Mustergefängnis anzusehen.

Verdientermaßen fand es bei allen den höchsten Beifall. George Money-Penny erhielt Aufträge vollauf, auch in anderen Städten solche musterhafte Gefängnisbauten auszuführen. Das that er mit bestem Erfolge, denn er nahm sich in betreff der kontraktlichen Abmachungen besser in acht dabei als das erste Mal. Im Laufe der Zeit wurde er durch seine Gefängnisbauten ein sehr wohlhabender Mann. [F. L.]

Merkwürdige Bestattungen. — Auf Kriegszügen in Feindesland wurden im Mittelalter die Leichen der geringen Leute meist verbrannt, Vornehme dagegen genossen den Vorzug, daß ihnen ihre letzte Ruhestätte an geweihter Stelle, bei den Gräbern ihrer Vorfahren bereitet wurde. Die Leichen einzubalsamieren, schon unter gewöhnlichen Verhältnissen keine leichte Kunst, war nicht möglich; man entschloß sich daher, den Leichnam zu zerstückeln und die Stücke, meist in Hirschhäute gehüllt, so lange mit Wasser und Wein zu kochen, bis sich die Knochen vom Fleische loslösten. Die Gebeine wurden dann mit Spezereien parfümiert und, in Seidenstoffe verpackt, in den Schrein gelegt und nach der Heimat gebracht; das Fleisch begrub man an einer schicklichen Stelle. Ludwig III., Landgraf von Thüringen, starb bei der Rückkehr vom Kreuzzuge am 15. Oktober 1189 auf Cypern. Sein Bruder ließ den Körper sieden und das Herz pulverisieren. Die Knochen und das Herz nahm man nach Deutschland mit und bestattete sie in Schloß Reinhardsbrunn (Sachsen-Gotha); das Fleisch wurde in Cypern beerdigt.

Als der Landgraf Ludwig IV. von Thüringen, der Gemahl der heiligen Elisabeth, 1227 in Otranto starb, wurde er erst in weiße Tücher gehüllt, sein Leichnam aber dann in gleicher Weise behandelt. Seine Gebeine brachte man heim nach Reinhardsbrunn; wenn die Begleiter ausruhten, setzten sie den Schrein in einer Kirche nieder, bedeckten ihn mit einem seidenen Teppich, zündeten Kerzen an und räucherten mit Weihrauch.

Auch der Leichnam des heiligen Ludwig wurde in derselben Weise präpariert. Die Gebeine kamen nach Saint-Denis, das Fleisch und die Eingeweide wurden auf Bitten des Königs Karl von Anjou in Monreale beigesetzt.

Herzog Ludwig von Bayern starb am 2. Februar 1294 zu Heidelberg; auch sein Leichnam wurde gekocht, und seine Gebeine zur ehrenvollen Bestattung nach Fürstenfeldt übergeführt.

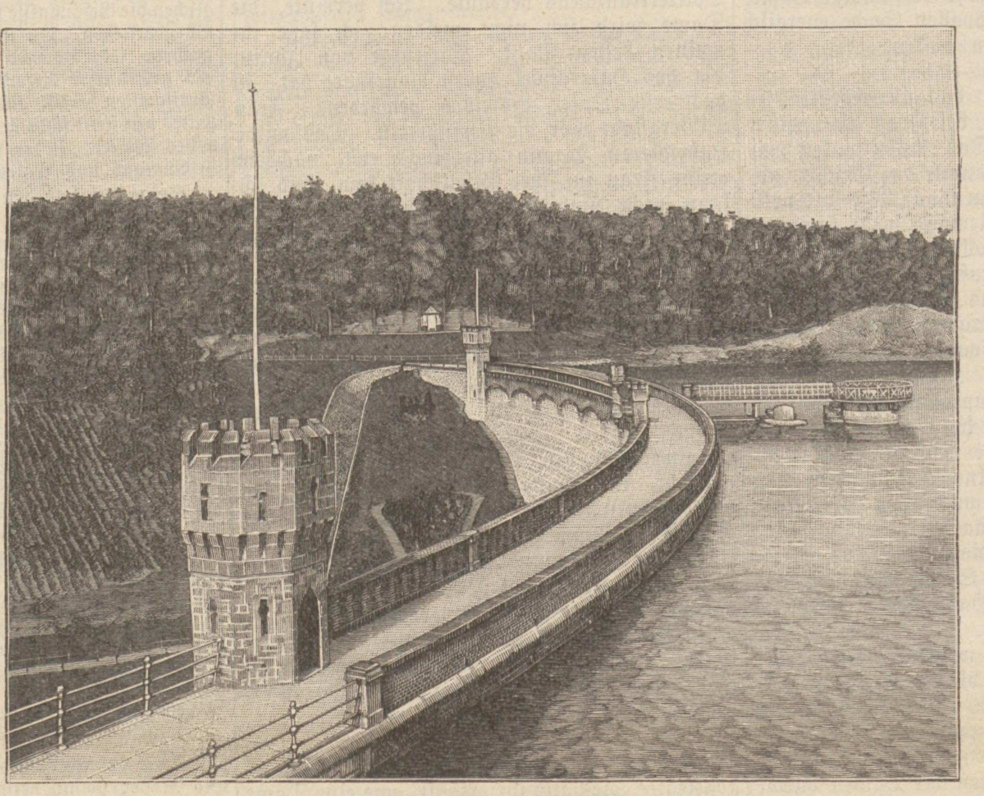
Nicht zuletzt ist der berühmte Staufenkaiser Friedrich Barbarossa zu nennen, der 1190, siebzig Jahre alt, im Flusse Seleph ertrank. Sein Leichnam wurde nach Antiochia gebracht und dort gesotten; das Fleisch setzte man in der Kathedrale bei, die Gebeine brachte man einstweilen nach Tyrus; später wollte man sie, wenn Jerusalem gefallen wäre, in dieser Stadt beisetzen.

Fürst Bismark ließ 1874, was wenig bekannt ist, durch den Münchener Historiker J. N. Sepp Nachforschungen in Phönikien vornehmen, ob vielleicht die irdischen Ueberreste des großen Hohenstaufen aufzufinden wären; aber alle Bemühungen blieben vergeblich.

Erst 1299, als der Unfug des Leichensiedens immer mehr überhandnahm, verbot Papst Bonifacius VIII. jedermann bei Strafe der Exkommunikation, die Leichen auszuweiden, zu kochen und zu zerstückeln. [D—l.]

Die Thalsperre bei Remscheid.

(Mit Abbildung.)



Die Thalsperre bei Remscheid.

Die Wasserversorgung der durch ihre trefflichen Kleineisen- und Stahlwaren weit bekannten Stadt Remscheid im Regierungsbezirk Düsseldorf erfolgt durch eine großartige Thalsperre im Eschbachthale. Das eine Fläche von 35 Hektar einnehmende und eine Million Kubikmeter Wasser fassende Sammelbecken wird durch eine gewaltige bogenförmige Mauer abgeschlossen. Sie ist 25 Meter hoch, 15 Meter in der Fundamentsohle und 4 Meter in der Krone dick, hat 160 Meter Kronenlänge und enthält rund 17,000 Kubikmeter Mauerwerk. Unsere Ansicht läßt uns auf die von zwei Türmen begrenzte Krone der gewaltigen Sperrmauer und einen Teil des riesigen Wasserbeckens mit den nur wenig über der Wasseroberfläche sich erhebenden Wassertürmen schauen. Links unterhalb sind Anlagen mit hübschen Promenaden, weiterhin die Pumpstation mit ihren Maschinen.

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 25.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 23:

Man muß nicht tiefer ins Wasser gehen, als man schwimmen kann.

Buchstaben-Rätsel.

Ein Kranker ob Beklemmung klagt.
Da hat der Doktor ihm gesagt:
„Es fordert Blut, soll ich Euch heilen;
Drum laßt mich mit dem Worte eilen."
In seine Teile nun zerlegt,
Verschiednes es zu bergen pflegt.
Eins — zwei — drei, wie die Sprach' so alt,
Läßt nie dein Lieb beim Abschied kalt;
Doch tritt hinzu auch noch die Vier,
Besitzt der Mensch es wie das Tier.
Erblickst du es von drei bis sieben,
So wird's gedruckt, nachdem's geschrieben,
Und kommt ja wohl im ganzen Reich
Einem Befehl von oben gleich.

Auflösung folgt in Nr. 25.

Auflösungen von Nr. 23:

des Arithmogriphs: 1) **A**ugenblick, 2) **U**nke, 3) **G**eibel, 4) **E**lbing, 5) **N**eunauge, 6) **B**anane, 7) **L**ilie, 8) **J**ulie, 9) **C**elle, 10) **K**uckuck = Augenblick;

der Charade: Hexenschuß.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart